

Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung
Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat
Band: 19 (1943-1944)
Heft: 11

Artikel: Dislokation
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-708301>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

dieses wenn nötig noch verschoben werden kann. Zwischenräume von 10 und mehr Metern zwischen den einzelnen Leuten sind falsch, in guter Deckung genügen sogar meist solche von 2—3 Metern. Das Ausscheiden einzelner Leute zu weit von der Gruppe entfernten Beobachtungs- und Kampfaufgaben ist unzweckmäßig. Ein Mann allein wird vom Gegner rasch beseitigt, 2 Mann sind das äußerste Minimum. Wenn die Kräfte nicht ausreichen, verzichtet man lieber auf Anordnungen, die nur zu Zersplitterung führen.

Sicherung bei Nacht.

In der Nacht wird das Lmg. nur zur Bestreichung von Kommunikationen eingesetzt. Der Automat gehört an die StraÙe selbst, oder in eine Stellung, von der aus die Flugbahn parallel zur StraÙenoberfläche läuft. Die Waffe soll schon bei der Dämmerung eingerichtet werden, mit Seiten-

begrenzung auf dem WechsellauffuÙteral oder einem Prügel versehen.

Durch Aufteilung der Gruppe in kleine Posten kann das Anschleichen des Gegners nicht verhindert werden. Diese Maßnahme führt nur zu Verzettlung der Kraft. Die Trupps werden dadurch schon vor einem relativ schwachen Gegner nacheinander niedergekämpft, sie können also nicht geschlossen und mit voller Kraft zur Wirkung kommen.

Die automatische Waffe muß selbstverständlich gesichert werden. Lautlose und zuverlässige Verbindung zwischen Sicherung einerseits, Lmg. und StoÙtrupp andererseits ist unerläÙlich. (Schnurverbindung mit außerordentlich einfachem Code.) Die Alarmierung muß erfolgen können, bevor der Gegner etwas merkt. Der StoÙtrupp muß bereit sein, einen auf das Lmg. lossüßmenden Feind in überraschendem scharfem StoÙ zurückzuwerfen oder zu vernichten.

Kompagnie auf Nachtmarsch

In den Bäumen des hügeligen Waldgeländes, das sich sanft gegen den kleinen See hinunterzieht, klang der Abend mit dem seltsam gesponnenen Licht der letzten Strahlen der Abendsonne aus. Die Dämmerung brach herein und nahm viel vom lauten Wesen, das dem Marsch der Kompagnie anhaftete. Sie marschierten in die Nacht hinein, vielleicht ohne es zu wissen, denn im Wald erlebt man den Wechsel von Tag und Nacht auf eine ganz andere Weise als draußen auf dem Felde oder in der Siedelung. Sie kommt unwirklich, fast etwas tückisch. Plötzlich ist sie da. Man fühlt sie mehr als man sie wahrnimmt: die Schritte werden oft etwas unbeholfen. Einer tritt aus der Reihe und sucht mit einem Fluch wieder Anschluß an den Vordermann. Dieser Vordermann ist eigentlich alles, was einen interessiert. An seinen Tornister klammert sich der Blick, und die Sicherheit des Trittens wird von ihm bestimmt, man sieht ihn oder man sieht ihn nicht — man geht sicher oder aber man hat ein unsicheres Gefühl, daß man stürzen könnte oder vom Weg abgekommen sei. Das Seltsame des Nachtmarsches aber

ist, daß sich das Schweigen der Dunkelheit auch im Soldaten verbreitet. Das Reden macht ihm nicht mehr den üblichen Spaß und er ist gerne mit seinen Gedanken allein. Er beschäftigt sich mit seinem eigenen kleineren oder größeren Ich, das sich langsam auf die Familie, auf die Gemeinde, und schließlich oft auf den fernen, schemenhaft unwirklichen Horizont der unsicheren Zukunft ausdehnt. Er denkt, träumt auch oft und besinnt sich manchmal erst auf Aufgabe und Stunde, wenn er aus der länger gewordenen Reihe getorkelt ist und wieder ins Glied der Kolonne tritt.

Manche von den Soldaten marschieren gerne in die Nacht hinein. Das Gefühl, das sichtbare Gefühl für die Distanz geht verloren und doch weiß man vom Tröstlichen der zurückgelegten Kilometer. So dachten wir auch gestern, als wir am frühen Abend vollbepackt aufbrachen und bis gegen Morgen auf den FüÙen waren. In den ersten Stunden gingen wir leicht. Wir sprachen über manches vom Alltag. Eine kleine, aber zähe Bergkuppe ließ die meisten von uns erstmals verstummen. Schließlich dann, als wir uns das sechste Mal

ins feuchte Gras der StraÙenböschung warfen und die Glieder streckten, schlummerte aber selbst unser Denken ein und wenn einer vor Müdigkeit an den Nebenmann stieß, fand er nicht immer ein «Hoppla» oder «Exgüsi». Er sah ihn kurz an und der andere verstand. Auch er war müde. Das ist so üblich, wie manches auf dem Nachtmarsch. Auf ihm wird vieles mit Schweigen gesagt, das sich so einfach nicht mit Worten sagen läÙt. Man muß es erlebt haben.

Als das fahle Licht der Dämmerung den Horizont unwirklich abzuzeichnen begann, waren wir dankbarer und zufriedener. Nicht nur, weil sich die Etappe ihrem Ende näherte, sondern einfach der Morgen Neues brachte, und sei es auch nur die Farbe der Natur oder das Glänzen der Helme. Erst der anbrechende Tag läÙt den Soldaten die stumme Sehnsucht des Kämpfers an der Front nach dem Licht der Sonne in ihrer ganzen Stärke empfinden. Vielleicht weil ihn der Tag wieder in die soldatische Gemeinschaft zurückführt vom Alleinsein mit sich selber. Lmg. S. Alfons Biland.

Dislokation

«Einmal und nicht wieder», hat meine Mutter gesagt, als die neue Wohnung endlich einigermaßen eingerichtet war. Todmüde saÙ sie auf dem Bettrand und schaute mir zu, wie ich die Vorhangstangen montierte.

«Hier bliebe ich bis an mein seliges Ende. Nur nie mehr eine Zügelei.»

Daran muß ich denken, wie wir morgen zum drittenmal innerhalb eines Ablösungsdienstes dislozieren werden. Kaum einigermaßen heimisch im Dorf, soll ihm wieder der Rücken gekehrt werden.

Im Kantonement steht ein Kasten, groß, geräumig und verschließbar. Mit einem Schlüssel, den man abziehen kann. Dieser Kasten ist Gold wert. Nur wer einen Feldweibel hat, dessen Lieblingsbeschäftigung

Plankeninspektion bedeutet, kann den Wert eines verschließbaren Kastens ermessen. Nie hat der Mann eine Ahnung gehabt, daß der Kasten zu unserer Verfügung steht.

«Was ist drin?» fragte er einmal.

«Verschlossen; keine Ahnung», antworteten wir wie auf Verabredung. Das war gelogen. Jede Diplomatie benötigt die Lüge. Das ist nun einmal so.

Ob das neue Kantonement wieder so ein Wunderding von einem Versteck aufweisen wird? Das ist immer eine der wichtigsten Fragen. Postsack, Trainer und Päckli müssen irgendwo verstaut sein. Im Tornister? Der hat unzählige Riemen, die verschlauft sein müssen. Viel zu umständlich.

Die Unteroffiziere räumen ihre Zimmer, an ihren Mienen läÙt sich das ganze Fami-

lienverhältnis der betreffenden Wohnung ablesen. Oder wenigstens die Pflege, die man dem Mieter angedeihen ließ.

Hat man mir nicht soeben versichert, der Feldweibel befindet sich im Oberdorf? In diesem Moment ertönt seine Stimme unten beim Dorfbrunnen. Typisches Dislokationszeichen, er surrt im Zeug herum wie eine Hornusse, der man das Nest ausgeräuchert.

Alles packt. Die Vollpackung liegt auf dem Schulhausplatz, bereit, sich an den geplagten Buckel anzuschmiegen. Daß das Anschmiegen nicht zu zärtlich wird, dafür allerdings sorgt der Gasmaskenriemen. Trotzdem der militärische Reisekoffer das Kantonement bereits verlassen hat, liegen noch tausend Dinge herum. Nun erst

beginnt die wahre Kunst, denn alles muß mit. Und zwar so wenig wie möglich auf dem eigenen Rücken. Die Transporterfindungen sind zum Teil genial. Zum Teil auch reichlich primitiv. Denn soviel sollte man nun nachgerade wissen, daß ein Koffer auf dem Deckenfourgon todsicher entdeckt wird. Sicherer sind die Kisten im Magazin, am sichersten der Bund mit den Ausgangswaffenröcken.

Die Postordonnanz schwitzt. Etwas, was nur anlässlich einer Dislokation zu beobachten ist. Sie schleppt Sack um Sack durchs Dorf, stellt sie bereit beim Magazin für den Bataillonstraktor. Findige Köpfe, und solche, die sich mit der Feldpost gut verstehen, haben bemerkt, daß sich auch auf diesem Wege allerlei Privatgepäck schmuggeln läßt.

Es geht eine wundersame Mär durch die Kompagnie. Das neue Quartier soll ideal eingerichtet sein. Jeder Zug seinen eigenen Raum. Ich schätze das wie mein stilles Arbeitszimmer zu Hause. Der Flabzug frohlockt. Die Meldung ist durchgesickert,

daß sich sein Kantonement zehn Minuten vom Kompagniebüro entfernt befinden wird. Sie haben den Trick noch nicht erfaßt. Je näher beim Kompagniebüro, um so sicherer vor nächtlichen Inspektionen. Oder sucht ein König vielleicht seine Widersacher zuerst in der eigenen Leibgarde?

Nicht der Pöstler allein verzeichnet ausgerechnet heute Hochkonjunktur. Auch das Krankenzimmer. Schuld daran trägt der Umstand, daß das alte und das neue Quartier genau zweiunddreißig Kilometer auseinander liegen. Das macht sieben Stunden Marsch. Man kennt das und sieht ihm mit Grauen entgegen. Beim ersten und zweiten Marschhalt wird noch gelacht, beim dritten setzt man sich gerne hin, beim vierten betrachtet man sorgenvoll die Füße, beim fünften kann man kaum mehr anmarschieren, beim sechsten flucht man das Blaue vom Himmel herunter und nach dem siebenten schleicht man gottergeben auf den bloßen Felgen weiter.

Glücklich jene, die im Krankenzimmer den berühmten gelben Zettel ergattern.

Dispensiert vom Marsch, oder wenigstens von der Packung. Der Arzt hat zwar am Tag vor Dislokation die allerungnädigste Stimmung. Kein Wunder, er trägt die Verantwortung, daß Infanterie Infanterie bleibt und sich nicht in motorisierte Krüppeltransportabteilung verwandelt.

In der Nacht wird abmarschiert. Bis zur Stunde der Ruhe im Kantonement herrscht im Dorf eifriges Händeschütteln. Jeder verspricht jedem, im Urlaub einmal in Zivil vorbeizukommen. Schon sieht man sich in der neuen Swingschale die Dorfstraße hinaufbummeln. Meistens geht man dann aber nicht. Der Urlaub bringt andere Aufgaben.

Die Dorfbewohner schlafen, als sich die Kolonne in Bewegung setzt, einzig aus den Wirtschaften winken die Serviertöchter. Das sind eben doch die treuesten Kameraden der Soldaten.

Die Packung drückt schon jetzt empfindlich. Morgen wird sie in neuem Quartier auf den Schulplatz geworfen. Dazwischen liegen zweiunddreißig Kilometer.

Wy.

Schußverletzungen und Heilungsmöglichkeiten

Seit dem Anfang dieses Jahrhunderts geht das Streben der Waffentechnik dahin, das Kaliber des Geschosses zu verringern — die neuen kleinkalibrigen Infanteriegeschosse benützen ein Geschosß von ca. 15 Gramm Gewicht und 7,5—8 Millimeter Durchmesser. Wird schon dadurch die Geschwindigkeit der Geschosse — und damit auch die lebendige Kraft, mit der sie ihr Ziel erreichen, gesteigert, so geschieht dies noch mehr durch die Verwendung des neuen Pulvers. Endlich wird auch das Geschosß nicht mehr aus Blei allein erzeugt, sondern das Bleikorn mit einem Mantel aus Kupfer und Stahl umgeben. So besitzen denn die neuen Geschosse eine «humanere» Eigenschaft als früher, und die Heilungsmöglichkeiten durch Schußverletzungen im Kriege sind — wenn sie nicht durch Verletzungen lebenswichtiger Organe bereits auf dem Schlachtfelde zum Tode führen, weit günstiger als früher geworden. **Unter fünf Verwundeten bleiben drei bis vier am Leben.**

In einer Reihe von Fällen macht die Gewehrkuugel gar keine Wunde, sondern es entsteht — meist bei großer Entfernung — eine bloße Quetschung. Der zweite Fall ist der, daß die Kugel nicht tief in die Weichteile eindringt, aber einen Teil der Hautoberfläche fortnimmt, so daß ein sogenannter **Streifschuß** entsteht. Der dritte Fall sodann ergibt, daß die Kugel die Haut durchbohrt, ohne an einer andern Stelle wieder herauszutreten — es entsteht eine röhrenförmige Wunde — ein **blinder Schußkanal**. In diesen können verschiedene andere Fremdkörper hineingerissen werden, so z. B. Tuchfetzen, Lederstücke usw. Der letzte Fall endlich

zeigt, daß die Kugel an einer Stelle eintritt, um an einer andern den Körper wieder zu verlassen. Hier sind natürlich die verschiedensten Organverletzungen möglich, und häufig bestehen gleichzeitig Knochenverletzungen. Der Gang — Schußkanal — den die Kugel in die Tiefe nimmt, ist keineswegs immer eine gerade Linie, da Geschosse oft in ihrem Laufe abgelenkt werden.

Der **Schmerz** ist im Augenblick der Schußverletzung meist nur ganz unbedeutend; die Geschwindigkeit, mit der die Verletzung erfolgt, ist so groß, daß der Verletzte nur einen Schlag von der Seite her empfindet.

Die **Blutung** bei den Schußwunden ist in der Regel auch geringer als bei Schnitt- und Stichwunden, doch können zerschossene größere Arterien stark bluten, und mancher Soldat bleibt auf dem Schlachtfelde, weil er den Tod durch Verbluten findet.

Ueber die **Behandlung** der Schußwunden haben sich nun im Laufe der Zeit die Ansichten stark gewandelt. Die ältere Chirurgie glaubte noch, die Schußwunden seien giftig, und meinten demnach, sie müßten mit siedendem Oel oder glühenden Eisen ausgebrannt werden. **A. Paré** war der erste, der — durch einen Zufall — mit dieser Behandlung brach. Das Oel war ihm aus-



Rasche Hilfe — Wirksame Hilfe.
Starfbereites englisches Sanitätsflugzeug auf einem süditalienischen Flugplatz.